

Ma (szép)irodalmon általában a verbális fikciót értjük – „a verbális jelek alakzataiból alakult, olyan üzenetre orientált képződményt”, amely nem a valóságban létező, hanem a valóság elemeiből az alkotó tudatában konstruált dolgokat reprezentál. Verbális fikció mindjelétezett, csak éppen nem körvonalazódott a mai módon a közgondolkodásban. A szóbeli verbális fikció ugyanis egészen a romantika koráig a művészetkészítő alatt volt, nem tekintették művészetkészítő részének, miközben az írott verbális fikciót együtt kezelték a többi, nem fikcionális írásos hagyománnyal. Az írott anyagon belüli elkülönülés a 18. század második felében megy végbe, mindenekelőtt a megnövekedett könyvertesítés miatt. Az az elkülönülés, az is, hogy nagyjából ettől az időtől kezdve válik elfogadottá a fikciónyi vállalás – a korábbi művek jelentős részénél az író megjelölt valamilyen forrást egy naptól, egy szavahihető embertől, akinek elmondta a szóban forgó történetet stb.





Ungarische Republik [H]
Fläche: 93.000 km²
Einwohner: 10.117.000
Hauptstadt: Budapest
Sprache: Ungarisch
Währung: Forint

Dóra Károlyi

Nicht nur Wunschträume

Der Übersetzungsfonds der Stiftung Ungarisches Buch wurde 1997 gegründet, um das Erscheinen von ungarischer Literatur im Ausland zu unterstützen. Ausländische Verlage können beim Fonds Zuschüsse für die Übersetzungskosten beantragen. Es gibt jährlich zwei Termine, zu denen Anträge eingereicht werden können, zum 31. März und zum 31. Oktober. Bis heute wurden 600.000 Euro an Unterstützungen ausgezahlt. Seit der Gründung erschienen 290 Bücher von 130 ungarischen Autoren in 38 Ländern, davon die meisten im deutschen Sprachraum. Die Leiterin des Übersetzungsfonds der Stiftung Ungarisches Buch ist Dóra Károlyi.

Dóra Károlyi: Seit 1998 – mit Ausnahme des Jahres 1999, als Ungarn Gastland in Frankfurt war – werden vom Fonds jährlich 80.000 Euro an Unterstützung gewährt. Die Erfolge von Imre Kertész, Sándor Márai und Antal Szerb haben das Interesse an ungarischer Literatur derart geweckt, dass sich in den vergangenen zwei Jahren die Zahl der Anträge verdoppelt hat. Die ursprüngliche Ausschreibung sah vor, dass im Falle eines Zuschlags mindestens 60 Prozent der Übersetzungskosten gedeckt würden. Heute liegt dieser Wert nur mehr bei 50 Prozent, und auch über diesen sind wir froh. Bei so erfolgreichen Büchern wie „Harmonia Caelestis“ von Péter Esterházy oder bei den Werken von Péter Nádas steuern wir jedoch nur symbolische Beträge bei, mit denen wir zeigen wollen, für wie wichtig wir diese Übersetzungen halten.

Wie kann man sich bewerben? Eines der Entscheidungskriterien ist die Garantie des Verlages, dass das Buch effektiv im jeweiligen Land vertrieben wird. Die andere Voraussetzung ist, dass der Verlag bereits gültige Verträge mit dem Übersetzer und den Rechteinhabern besitzt. Ich nehme jedoch auch Anträge an, die an die Klausel gebunden sind, dass das Buch nur im Falle der Gewährung einer Unterstützung erscheint. Ich weiß ja, dass auch eine solche Kulanz über eine Übersetzung entscheiden kann.

Obwohl den Übersetzern eine wichtige Rolle bei der Popularisierung ungarischer Literatur jenseits unserer Grenzen zukommt, können diese leider keine Bewerbungen abgeben, da wir unbedingt die Garantie des Erscheinens

benötigen. Ich würde sehr gerne Übersetzern ermöglichen, eines ihrer Lieblingsbücher auszuwählen, welches noch nicht in der betreffenden Sprache erschienen ist, und hierüber ein größeres Portfolio über den Autor und eine Probeübersetzung von etwa 20 bis 25 Seiten zu erstellen. Dies würde der Fonds unterstützen, unabhängig davon, ob der Übersetzer schon einen Verlag gefunden hat oder nicht. In den Niederlanden können wir dies bereits in Verbindung mit dem kulturellen Jahr verwirklichen: Zehn Übersetzer empfehlen zehn Bücher. Wir sind in der glücklichen Lage, dass die Verlage bereits jetzt nachfragen, wann das Heft erscheint, damit sie als erste an diese wichtigen Informationen gelangen. Uns fehlt jedoch derzeit der wirtschaftliche Rahmen, um auch in anderen Ländern solche Projekte finanzieren zu können.

Wie findet ein deutschsprachiger Verlag ein marktfähiges ungarisches Buch? Der Weg des ungarischen Buches auf den deutschen Markt ist auch ein wenig von Zufällen bestimmt. Manchmal übernimmt ein ungarischer Verlag die Initiative. Die Praxis ist jedoch, dass ein deutschsprachiger Verlag selbst ein Buch „entdeckt“. Es gibt kleine Verlage, die auf Anraten von Übersetzern bestimmte Autoren suchen bzw. finden. Im Falle von Antal Szerb beispielsweise fand die Lektorin durch Zufall das Buch in einer dritten Sprache. Eine gute Versorgung mit Informationen wäre sehr wichtig. Außerdem ist es wichtig, dass die Verlage einen Ansprechpartner haben, um vertrauenswürdige Informationen über ungarische Autoren zu erhalten. Mit den Lektoren der größeren Verlage bin ich ständig in Kontakt, sie wenden sich oft mit Fragen an mich. Auch auf persönliche Empfehlung hin suchen mich immer mehr Interessierte auf, dabei bemühe ich mich, schnell und präzise Informationen zu liefern.

Es wäre gut, wenn wir junge Autoren mit einer Broschüre unterstützen könnten, damit sie etwas in der Hand haben, wenn sie sich vorstellen. Gut wäre auch, wenn ungarische Verlage unterstützt werden könnten, um ihre Autoren im Ausland vorzustellen. Denn derzeit fehlt auch den Verlagen das Geld. Aber das sind vorerst Wunschträume...

**Übersetzungsfonds
der Stiftung Ungarisches Buch**
Frau Dóra Károlyi
H - 1146 Budapest, Hermina út 57.
Tel und Fax + 36 1 384 56 76
dora.karolyi@axelero.hu
www.hungarianbookfoundation.hu

Tamás Jónás

Verlorene Nähe

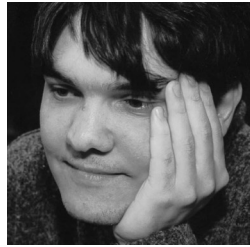


Foto: Ede Dömötör

Tamás Jónás wurde 1973 in Ózd geboren. Von ihm sind bisher vier Gedicht- und zwei Prosabände erschienen. Seine Geschichten erzählen von Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben.

Ich kann, wie Garcia Marquez, von mir sagen, dass mir alles Wesentliche in den ersten sechs, sieben Jahren meines Lebens widerfuhr – eine typische Geschichte aus dem Ungarn der siebziger Jahre. Es ist ein nicht zu leugnender Umstand, dass ich Zigeuner bin, wenngleich ich diesem Umstand inzwischen entwachsen bin. Bis zu meinem vierten Lebensjahr machte mir dies keine Probleme, dann aber kamen meine Eltern ins Gefängnis, weil sie überall Schulden hatten, und das Gebot, dass jederman ein „ehrlicher“ Mensch sein muss, wurde damals, im sozialistischen Ungarn, sehr „ernst“ genommen. Ich kam ins Waisenheim. Meine Geschwister wurden auf verschiedene Heime verteilt. In diesem Alter sollte der Mensch Urvertrauen entwickeln – nicht so bei mir. Nie.

Eine Zeit lang kam ich zu Pflegeeltern, die mich prügeln und mir nichts zu essen gaben, bis auch sie im Gefängnis landeten – und ich erneut im Kinderheim. Schließlich kam ich wieder nach Hause, aber nichts war mehr wie früher. Da war ich sechs.

Diese Erfahrung hat mich geprägt. Seitdem weiß ich, dass ich nur auf mich selbst zählen kann. Ohne diese Erfahrung hätte ich es vermutlich nicht geschafft, das Zigeunerdasein zu verlassen – diese völlig geschlossene Gesellschaft, die mir zwar viel gegeben hat, der man aber auch in Ungarn kaum entkommen kann. Ohne diese Erfahrung hätte ich jetzt keine Arbeit. Als Kind träumte ich davon, Kellner oder Fernsehmechaniker zu werden. Ich bin Programmierer geworden. Ich entwickle Internetspiele und kann mir den Luxus erlauben zu schreiben. Das, was ich aus meinem Zigeunerdasein mitnahm, musste ich aus mir herauschreiben, ich wollte es baldmöglichst hinter mir wissen. Ich möchte nicht als „Zigeunerdichter“ verstanden werden, sondern als Schriftsteller und Dichter, der auch Zigeuner ist, ohne dass

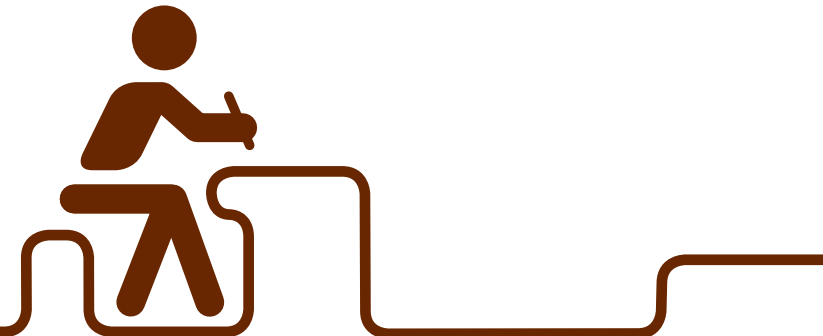
dies miteinander vermischt wird. Was zugegebenermaßen schwierig ist, schließlich stammt der größte Teil meines Schreibstoffs aus diesem Umfeld.

Zum Beispiel die Erfahrung, wie schwer es ist, sich von ganz unten hochzuarbeiten. Immer wieder schleicht sich in meine Texte die Frage ein, ob es Sinn macht, auszureißen, ob es Sinn macht, sich zu assimilieren. Jetzt denke ich: Nein, es macht keinen Sinn. Die Mehrheitsgesellschaft müsste endlich akzeptieren, dass es eine Gruppe gibt, die ein anderes Verhältnis zum Leben, zur Arbeit, zur Liebe hat als sie selbst.

Mein Thema ist die Einsamkeit in den Beziehungen der Menschen. Auch wenn zwei Menschen sich leidenschaftlich begehren – am Schluss fressen sie sich immer auf. Auch das Verhältnis zwischen dem Menschen und der Transzendenz, vielleicht Gott, ist nicht anders. Obwohl ich weder Christ noch Buddhist, noch Atheist bin, vermisse ich die Gegenwart Gottes, einer Transzendenz, die wahrhaftig sein müsste.

Ich bin einsam und beobachte die Welt von der Peripherie aus. Mir fehlt die Nestwärme. Ich hatte zahllose Geschwister. Und als wir klein waren, schliefen wir alle dicht aneinander gedrängt. Diese Nähe, diese körperliche Nähe vermisse ich sehr – so ähnlich muss es gewesen sein, als wir Menschen das Paradies verloren.

Ich weiß, es gibt kein Zurück, nach vorne zieht mich vorerst nichts. So stehe ich hier, ungeduldig – und schreibe.



Leseprobe

Tamás Jónás „Die Frau, mit der ich ständig schlafen muss“

Ich muss mit ihr schlafen. Das ist ihre Manie. Sie läutet und wenn meine Frau in die Gegensprechanlage spricht, dann stellt sie sich vor und teilt ihr mit freundlicher Stimme mit, dass sie mit mir sprechen wolle, dann plaudert sie mit mir eine Viertelstunde, meine Frau ist natürlich auffallend nervös (sie hat langes braunes Haar und eine Brille mit dickem, schwarzen Gestell), dann geht sie öfter aufs Klo (genau neben der Klotür ist nämlich die Gegensprechanlage), und ich lache, weil die Frau, mit der ich schlafen muss, gescheit ist und Humor hat, und deswegen fühl ich mich dem Anschein nach wohl, und dann zieht meine Frau ihre Hausschuhe an (zuhause läuft sie immer barfuß herum, obwohl ihre Eierstöcke schon zwei Mal entzündet waren, ich weiß nicht, ob man vom barfuß herumlaufen Eierstockentzündung bekommen kann, doch ich wäre an ihrer Stelle ein bisschen vorsichtiger); und erklärt, dass sie jetzt hinuntergehen und diese Hure verjagen würde, was bildet die sich ein und so. Und sie geht dann wirklich hinunter, doch dann kommen sie gemeinsam herauf, meine Frau lächelt, sie lacht sogar laut auf, wenn sie über die Schwelle treten, und das stört mich wiederum, ich bin ein argwöhnischer Typ, ich denke mir immer, sie lachten über mich. Und dann nachtmahlen wir gemeinsam. Und meine Frau meint schließlich:

„Du könntest öfter kommen, meine Liebe!“ Meine Frau ist auch nicht mehr die Jüngste (ich hab schon erwähnt, dass sie Brillen mit dickem schwarzen Gestell trägt, oder?), sie kann sich die Wendung „meine Liebe“ nicht abgewöhnen, auch das „schrecklich, wer hat denn sowas schon gehört“ nicht und das „aber sicher, da ist auch mir der Mund offen geblieben“.

„Ach, wozu denn?“ fragt die Frau mit ihrer eigenartigen Freundlichkeit, während sie nur mich anschaut, oder ich denke es mir nur – mit verführerisch großen Pupillen – mein Kopf ist nämlich nach unten gebeugt, ich habe mich absichtlich bekleckert, damit ich eine Beschäftigung habe.

Der Pudding ist eine dankbare Sache, damit kann man sich leicht bekleckern und ihn dann verschmieren, wenn man ein bisschen ungeschickt tut. Und er hinterlässt auch seine Spuren, er scheint etwas Ernstes zu sein. Und meine Frau bietet jedem Gast Pudding an, mir scheint, sie hat in einer hinteren Ecke des Kühlschranks Pudding versteckt, der für mehrere Wochen reicht. (Wir haben

selten Gäste: alle halbe Jahre einen, jedes Jahr zwei, alle anderthalb Jahre drei – und immer der gleiche Gast: die Mutter meiner Frau.)

„Ich schlafe sehr gern mit deinem Mann.“

Die Frau ist vielleicht ein bisschen ordinär – meint meine Frau. Ich würde sie eher als mutig bezeichnen, und dafür bewundere ich sie. Ich habe keine Ahnung, wie jemand so selbstbewusst, hübsch und auch noch frech sein kann.

Die Frau, mit der ich ständig schlafen sollte, versteckte mit durchdachter Zufälligkeit einen kleinen Zettel mit ihrer Adresse in meinen braunen Halbschuhen im Vorzimmer. Sie achtete darauf, dass ich ihn auf jeden Fall bemerkte: ein kleines Saures Drops steckte sie neben den Zettel. Leider hatte sie dieses Drops vorher schon im Mund gehabt, deshalb blieb es in meinen alten, aber sehr bequemen Schuhen kleben, und ich hatte lange mit ihm zu kämpfen.

„Bis du zurückkommst, ist die Milch aus“, herrschte mich meine Frau an.

Und wirklich: schon eine Viertelstunde versuchte ich das Saure Drops aus dem Schuh zu kratzen, dennoch war die Angst meiner Frau, dass die Milch ausgehen könnte, unbegründet. Als wir noch auf dem Land wohnten, ist es wahrlich ab und zu vorgekommen, dass die gewiefteren jungen Kunden alle Milch schon aufgekauft hatten, doch das war niemals ein wirkliches Problem, da ich keine Milch trinke (ich bekomme Durchfall), und meine Frau sie den Katzen gibt; die waren aber immer mit allen möglichen Delikatessen versehen, so dass sie kein einziges Mal in das bis zum Rand gefüllte Milchsüßelchen hineinleckten.

Übersetzung von Clemens Prinz

In: *Körkép* 2004 (Kleinprosa 21 ungarischer Schriftsteller)

Magvető, Budapest 2004, S. 132 - 140

Kriszta Bódis

Anders sein

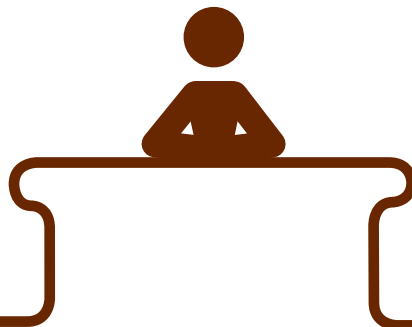


Foto: György Beck

Kriszta Bódis wurde 1967 in Budapest geboren. Sie studierte Psychologie und Ästhetik und drehte zahlreiche Dokumentarfilme. Mit ihrem letzten Film „Amari krisz“ (Unser Schwur) gewann sie im April 2004 den Hauptpreis des Dialektus Festivals in Budapest. Sie schreibt Prosa und Gedichte. Ihr erster Roman „Kemény vaj“ (Harte Butter) über ein stummes Roma-Mädchen erschien 2003 in Ungarn.

Manchmal denkt man, dass man irgendwie am falschen Ort geboren wurde, dass man „im Krankenhaus vertauscht wurde“. In meinem ganzen Leben hatte ich das Gefühl, dass ich anders bin. Also fühle ich mich von jenen angezogen, die die Mehrheit für anders hält und genau deswegen außerstande ist zu akzeptieren.

Motiv und Sujet von „Harte Butter“ ist die Ungleichheit. Wie wird aus dem „mir gleichen Menschen“ jener „Andere“, den ich glaube, mit Füßen treten zu können? Mein Buch handelt vom Kampf des determinierten Menschen, der Freiheit, dem Schicksal und der Schicksallosigkeit. Erst spät habe ich begriffen, dass meine Protagonistin ganz im Sinne von Kertész schicksallos ist – sie hat keine wirkliche Chance auf einen Ausstieg aus der Determiniertheit. Die determinierende Macht in „Harte Butter“ ist jene, die einem Menschen oder einer Gruppe qua Geburt schon mehr Vorrechte einräumt als anderen. Wer dazu gehört, übt Macht auch dann aus und treibt einen anderen auch dann in menschenunwürdige Situationen, wenn er „nur“ passiv und guten Glaubens die von der Macht gebotenen Privilegien „genießt“. Hinter all den alltäglichen Ausreden, dem Schweigen und Verschweigen lauerte immer schon der „Dämon des Totalitarismus“. Deshalb habe ich dieses Buch geschrieben.



Das stumme Mädchen schreibt jedoch nicht aus diesem Grund. Es ist auch ein Verteidigungsmechanismus, weil sie selbst nicht die Macht hat, etwas, was eigentlich in unserer Macht stehen sollte, zu ändern.

Ihr Schicksal ist determiniert. Das treibt meine Protagonistin in eine Situation, die sie entgegen ihrem Willen, ihrer Fähigkeiten, ihrer natürlichen Auffassung, ihrer Wünsche und Ansprüche zwingt, eine gefangene, misshandelte und terrorisierte Frau zu sein, die weder über ihren eigenen Körper noch über die relative Freiheit des Menschen verfügt. Ihre eigene Realität darf sie nicht leben.

Ich hatte mit verschiedenen Perspektiven experimentiert, bis ich die richtige Stimme für das Buch fand, die Sprache des fast stummen, Tagebuch führenden Mädchens. Ihr Ausbruchversuch gebiert diese Sprache. Der Text formt sich erst vor den Augen des Lesers zu einem Ganzen. Er formt sich aus der Spontaneität der lebendigen Sprache, den konventionellen Sprachformen in unterschiedlichen Kulturen und in der Gesellschaft, sowie einer „bewussten“ schriftstellerischen Haltung der Hauptfigur. Aber diese „Bewusstheit“ ist nur eine scheinbare, denn selbst damit dokumentiert sie jene Realität, in die sie hineingezwungen wird. Auch das Schreiben kann nicht negieren, dass man das Mädchen ihres Namens beraubte, dass sie verstummte und dass man sie zum Gegenstand machte.

Ich hatte einen soziografisch und dokumentarisch durchsetzten Roman, eine Fiktion verfasst. Die unbestreitbar große Wirkung des Buches war vielleicht dieser Erzählerstimme zu verdanken, dieser neuartigen Sprache, die Aufsehen in Ungarn erregte. Ein fruchtbares Aufsehen, wie ich finde. Einer meiner Kritiker rief: „Dieses Buch ist erschütternd, aber ich versuche, es zu vergessen.“ Ich sage, es gibt Dinge, die kann man nicht vergessen. Einer meiner Leser hat mich aufgesucht. Heute ist er Sozialarbeiter für Straßenprostituierte. Das sind die beiden Pole. Es scheint, dass man nicht umhin kommt, über diesen Roman nachzudenken, man kann ihm nicht einfach ausweichen oder ihn beiseite schieben. Kann ich noch mehr erreichen wollen?

Leseprobe

Kriszta Bódis „Harte Butter“

Der mischt bei den übelsten Sachen mit, das ist nicht gut, mein Kind, glaub mir, Vater sagt, Oma Sári redet überall rein, aber andererseits würde Oma Sári nicht mehr leben, wenn mein Onkel nicht gekommen wär, auch gerade dann, als Oma Sári der Pitbull beißt.

Ich bin schuld, mein Kind, weil ich komme nach Hause, bin müde, sage mir, hier setze ich mich hin, na ein Zaun, also setze ich mich an den Rand, und durch den Zaun, hier, Oma Sári zeigt auf ihr Kleid, das an der Hüfte durchgeblutet ist, dieser Köter, dieser Bluthund, auf Gladiatoren abgerichtet oder wasweißich, schnappt zu und lässt mich nicht los, ich reiße mich so raus, ich weiß nicht mal, wie ich nach Hause komme, meinen Beutel findet auch der Miha so und bringt ihn mir hinterher, weil der erfindet auch alle möglichen Vorwände, um die Milu ansehen zu können, denk ich.

Oma Sári liegt auf dem großen Bett, ein Fliegenschwarm um sie herum. Oma Sári liegt auf der Seite, stöhnt und jammert, wo ist das Aas, ich gehe und bringe ihn um, Vater will losgehen, lass mal, mein Sohn, stöhnt Oma Sári auf, ich bin schuld, hätte mich ja nicht da hinsetzen müssen.

Milu lehnt an der Vitrine, raucht, im Zimmer ist es dunkel, aus der Küche kommt etwas Licht, und die Glut im Sparherd macht Wärme, bringt mir Wasser, sagt Oma Sári, ich springe, Oma Sáris Plastikbecher ist in der Vitrine, zusätzlich noch mit einer Spitzendecke abgedeckt, außerdem steht ein Kreuz hinter der Vitrine, sonst nichts, ich bringe Wasser im Becher, Milu steht nur da, und Oma Sáris Schwiegertöchter auch, sie beraten über die Sache, und Vater flucht, dass das Ganze darum ist, weil sie Oma Sári allein in die Stadt gehen, kilometerweit tragen lassen, weil sie faul sind, aber das Maul aufreißen und sich hier die Ärsche breit sitzen, das können sie.

Milu wirft den Stummel auf den Boden, der Fußboden ist gestampfte Erde und bucklig vom festgetretenen Schlamm, auf dem Teppich, auf dem einzigen Teppichfetzen eine dicke Schicht Hundehaare und anderer Schmutz, seit Oma Sári krank ist, ist sie schwach, niemand macht sauber, und mit dem Besen kann man hier nichts ausrichten.

Sie kommen rein, der Tulok, dahinter Vater, als müsste man bei uns die Tür aufbrechen, und der Tulok ist wütend, dass hier so viele Söhne und Töchter von Oma Sári sind, aber niemand fähig ist, einen Arzt zu rufen, denn hier darf keine Zeit vertrödelt werden, hier braucht es Tetanus und fertig, Vater und er springen ins Auto, um einen Arzt zu holen, aber sofort. (...)

Eine Frau wischt den Fußboden im Warteraum, sie hält den Tulok und Vater an, wohin, wohin. Vater sagt, was ist, da fragt die Frau, wo es ist, vielmehr wo die ist, die gebissen wurde, Vater sagt, in der Barackensiedlung.

Da wischt die Frau weiter auf. Der Herrdoktor ist nicht hier, sie sollen die Frau herbringen. Da spricht auch der Tulok, das geht nicht, weil diese Frau ist über siebzig und kann auch normalerweise nicht mehr laufen, sie hält das Autofahren nicht durch, die Wunde stammt schließlich von einem Pitbull, der Doktor soll rauskommen.

Die Frau regt sich auf und fragt so was, wie groß die Wunde ist. Weiß ich nicht, sagt Vater. Dann kann ich nicht helfen, die Frau wringt mit tödlicher Ruhe den Lappen aus. Aber das ist Ihre Aufgabe, schreit Vater, doch sie trauen sich nicht zu fragen, wer sind Sie denn überhaupt, weil die Frau ist sich ihrer Sache so sicher, außerdem ist sie im Vergleich zu ihnen auch dann noch eine Autorität, wenn sie nur die Putzfrau ist.

Na, dann wollen Sie bitte zurückfahren und sich die Wunde ansehen, wenn sie groß genug ist, dann kommen Sie zurück, und dann, aber nur dann, schicken wir den Doktor raus. Wir sind keine Ärzte, wir können nicht feststellen, ob sie groß genug ist. Der Tulok wird ungeduldig. Dann kann ich nicht helfen, wiederholt die Frau.

Das machen sie eine Weile, bis dem Tulok einfällt, dass er den Krankenwagen rausruft. (...)

Bis der Tulok und Vater wieder zurückkommen, ist auch der Krankenwagen draußen, freilich nur mit einem Fahrer, ohne Arzt.

Der Krankentransport nimmt endlich die blutverschmierte Oma Sári mit, des Fahrers Gesicht ist aus Stein, aber er denkt sich sein Teil, fehlt nur noch, dass er sich die Nase zuhält.

Oma Sári ist dem Tulok nicht besonders dankbar, weil sie denkt nicht, dass sie von diesem hässlichen, das ist wahr, hässlich ist er, Biss sterben könnte.

Übersetzung von Christina Kunze
Kemény vaj, Magvető, Budapest 2003, 372 Seiten

Robert Balogh

Düfte der Kindheit



Foto: Péter Peti

Robert Balogh wurde am 17. Juli 1972 in Pécs (Fünfkirchen) geboren. Seit sieben Jahren arbeitet er an einer Trilogie der Geschichte der Ungarndeutschen – der „Schwoben“, wie sie sich selbst nennen. Der erste Teil ist der Familienroman „Das Schwobische Evangelion“ (Medizinbuch der Großmutter), der 2001 erschien, 2004 dann „Das Schwobische Legendarium“ (Traumbuch), das hundert Jahre eines Dorfes aus dem Blickwinkel der Ausgestoßenen und Verrückten erzählt, von ihren eigentümlichen Glaubens- und Aberglaubenswelten. In der Trilogie, deren Teile alle für sich stehen, schafft der Autor eine besondere Familien-Saga. Er erzählt Märchen seiner Kindheit, zitiert seine Großmutter in „schwobischer“ Mundart, die ihre Lebensgeschichte lakonisch auf Band spricht, und erfindet fiktive Episoden zu wahren Begebenheiten. All dies – begleitet von archaisch-volkstümlicher Poesie und Bildern aus dem Fotoalbum der Familie – setzt sich zusammen zur Geschichte der seit Jahrhunderten in Ungarn lebenden Deutschen.

Als ich zu schreiben begann, glaubte ich, ich könnte einen Familienroman à la „Die Buddenbrocks“ verfassen. Ich mag Thomas Mann sehr, und mein Material wäre dafür durchaus geeignet gewesen. Ich kämpfte mich vor bis zur Seite 120, um dann den Text mit einer geradezu kathartischen Freude wieder zu löschen. Und trotzdem spürte ich, dass ich mein Thema – oder mein Thema mich – gefunden hatte. Bei Lesungen kamen ältere Damen zu mir, voller Verwunderung über meine Geschichten, die einer erzählte, der ihr Enkel sein könnte. Und dann begannen sie zu erzählen, was sich in ihrer Familie alles zugetragen und ereignet hatte, bis sie am Ende oft in Tränen ausbrachen... So hörte ich von Lebensgeschichten, die Teil der großen Geschehnisse unserer Welt sind. Meine Großmutter, eine einfache Frau, hatte noch Teil an einem Wissen, für das ich selbst zu „profan“ bin. Ihre Geschichten – wie aus einem Grimmschen Märchenbuch – hatten unsere Ahnen aus Deutschland mitgebracht. Jahrhundertlang haben sie durch mündliche Überlieferung überlebt. Ich fand aber auch Mythen, Zauberformeln und archaisch-volkstümliche Gebete – Preziosen aus der Schatzkiste des Menschheitserbes.

Die Trilogie schildert den Kampf meiner Protagonisten zwischen Selbstdisziplin und Revolte. Sie werden von unausgesprochenen oder verdrängten Gefühlen gepeinigt und gequält, die sich irgendwann nicht mehr unterdrücken lassen. Dieses Verschweigen und Verdrängen charakterisiert die Ungarndeutschen auch realiter. Mein Buch traf diesen Nerv. Zugleich aber erzählt es von Märchen, vom Dorfleben, von Festtagen – eine versunkene Landschaft, die ich mit ethnografischer Genauigkeit zu rekonstruieren versucht habe. Manche Leser haben mir gesagt, beim Lesen hätten sie die Düfte ihrer Kindheit riechen können.

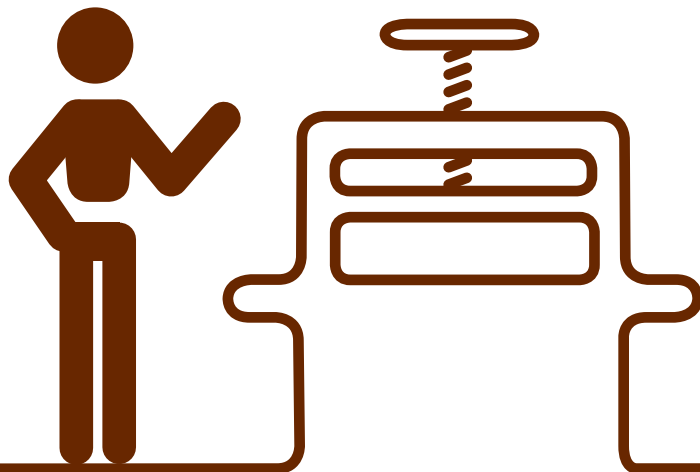
Ich bin kein politischer Mensch, was aber nicht für meine Protagonisten gilt. Die Ungarndeutschen wurden nach dem Krieg deportiert, auf die Dagebliebenen wartete erzwungene Assimilation. Der im Buch vorkommende Opapa wollte unbedingt in Ungarn bleiben, dafür war er sogar bereit, in die kommunistische Partei einzutreten, aber eine tiefe Feindschaft verband ihn mit dem Parteisekretär. In seiner Verzweiflung hingte er sich auf, man schnitt ihn vom Seil. Jener Geschichte liegt eine wahre Begebenheit zugrunde. Großvaters Familie wohnte am anderen Ende des Dorfes, sie gehörten zu den letzten, die deportiert werden sollten. Aber in den Viehwaggons war kein Platz mehr, und so konnten sie bleiben. Meine Urgroßmutter kehrte zu Fuß zurück aus Deutschland, über drei Grenzen hinweg, heim nach Ungarn. Ungarn war ihre Heimat geworden, so wie deutsch ihre Muttersprache war und blieb.

Ich bin der Letzte, der diese Geschichten hören konnte und der erste, der sie aufschrieb. Für mich ist es nicht die Geschichte einer in Ungarn lebenden Minderheit, sondern ein Roman, der weit darüber hinausgeht. Ich sehe mich, mag das auch anmaßend klingen, als Chronist einer versinkenden Welt.

Leseprobe

Robert Balogh „Träume vom Teufel erzählt“

Als die drei Lokomotiven angingen, die unübersehbar lange Viehwaggonreihe zu rangieren, bekamen sie am Hang so viel Schwung, dass erst der Hügel vor dem Nachbardorf sie aufhalten konnte. Sie zuckelten wieder in den Bahnhof ein, die Eisenbahner salutierten, wie es sich gehört, dabei hatten wir auch vorher salutiert, und dann salutierten sie noch einmal, aus dem Schornstein flogen Funken gen Himmel, und als sie dieses kleine Tal verließen, breitete sich zwischen dem Dorf und der langen Wagenreihe der Raum immer mehr aus, wer transportiert wurde, kniete in den engen Viehwaggons zwischen den Säcken nieder, einige sangen die Nationalhymne, andere Psalmen; zögernd und ängstlich zitterten die herausickernden Töne unter dem freien Himmel durch den schneller werdenden Rhythmus des Klapperns der Räder. Im Dorf verbreitete sich rasch die Nachricht, dass morgen kein Mittagessen gebraucht werde, einige Hühner waren dem Rupfen entronnen. Die Augen waren vom vielen Weinen verschleiert, und währenddessen schwebte über uns zwischen silbernen Wolken der zaudernde Vollmond.



„Urgroßvaters Märchen von den Feuermännern und der Brauchfra“

Einmal im Winter versammelte sich das ganze Dorf vor der Kirche. Die Menschen waren ärgerlich, wochenlang hatten sie schon hinter dem Rücken der anderen gezischelt. Doch jetzt begann einer, laut Bemerkungen über einen anderen zu machen. Der andere ließ sich nicht lange bitten. Auch der dritte legte los. Sie redeten abschätzig übereinander, beschimpften sich, kamen in Fahrt, spuckten sogar, gestikulierten, brachten den anderen in Wut, die Messer kamen hervor. Jedem fiel eine Beleidigung ein. Einer forderte sein Huhn, ein anderer die Reinheit seiner Tochter, wieder ein anderer das hinübergefallene Obst, den verliehenen Spaten, doch allen fiel bei einer Beleidigung noch eine ein und noch eine, und jede Beleidigung wurde größer und größer, und als immer mehr Menschen aus der Kirche kamen, schwoll die wütende Menge an. Durch die Luft flogen Flüche, von denen die Frauen sonst ohnmächtig wurden. Als die Menge so laut wurde, dass die Hunde zu heulen angingen, kam auch die Brauchfra aus ihrem Haus. Sie humpelte mitten auf den Platz. Sie hob ihren Federstab und schrie mit gellender Stimme, was das hier sei. Es wurde einen Moment still, doch das steigerte die Wut der Menschen nur. Sie winkten ab und begannen von neuem. Die Brauchfra humpelte zu ihrem Enkel.

- Was ist zu tun, was meinst du, mein Sohn?

- Na, die Feuermänner müsste man rufen, Großmama! Dass sie Ordnung schaffen.

- Die Feuermänner? fragte die Brauchfra.

Schon waren sie da. Es wurde warm auf dem Platz. Niemand wagte sich zu rühren. In der Stille begannen die Menschen zu zittern, Messer und Stöcke fielen ihnen aus den Händen. Sie standen die ganze Nacht auf der Straße. Die Brauchfra winkte den Männern, und diese verschwanden. Es gab nie wieder lauten Streit im Dorf, viele wagten nicht einmal, ihre Messer aufzuheben.

Übersetzung von Christina Kunze
Schwab evangelion, Kortárs Kiadó, Budapest 2001, 138 Seiten

Gábor T. Szántó

Fragen der Unfreiheit



Foto: György Fehéri

Gábor T. Szántó, 1966 in Budapest geboren, gehört der dritten Generation jüdischer Schriftsteller der Nachkriegszeit an. Er studierte Jura und Ästhetik und ist seit 1991 Chefredakteur der politisch-kulturellen jüdischen Monatszeitschrift „Szombat“ (Samstag). Er verfasst Prosa, Gedichte und Essays. Sein neuester Erzählband „Lágermikulás“ (Lagernikolaus) erschien 2004. Ein Kurzroman aus dem Band „Mószér“

wurde in deutscher Sprache unter dem Titel „In Schuld verstrickt“ (Magvető/edition quintessenz, Budapest/Berlin 1999) herausgegeben.

Mit 25 Jahren wurde ich Chefredakteur von „Samstag“, einer Zeitschrift, die sich als demokratisch versteht, durch ein freies liberales jüdisch-kulturelles Selbstverständnis auszeichnet und vielen verschiedenen Meinungen Platz einräumt. Eigentlich sollte ein solches Selbstverständnis das Normalste von der Welt sein, aber in die geistige Landschaft des heutigen Ungarn passt so etwas nicht mehr, besser gesagt: diese geistige Landschaft vermag eine solche Offenheit gar nicht in sich aufzunehmen, sie hält sie für radikal und weiß nichts mit ihr anzufangen.

Wir denken, dass die 150-jährige Geschichte der jüdischen Assimilation in Ungarn neu überdacht werden muss. Es muss aufhören, dass man in Ungarn gleich eine nationale Gefahr darin sieht, wenn sich jemand als Jude oder vielleicht mehr als Jude denn als Ungar versteht.

Als Schriftsteller haben mich Anfang der neunziger Jahre noch die Funktionsmechanismen der Diktatur beschäftigt, die Auflösung der Persönlichkeit, das Fehlen politischer Freiheit. Fragen der jüdischen Identität haben sich mir noch gemeinsam mit dem moralischen Drama der Diktatur gestellt. Davon handeln meine Bücher „Petze“ und „Endstation Ostbahnhof“. Inzwischen hat sich mein Interesse immer stärker auf die Fragen der existentiellen Unfreiheit gerichtet. Drei Themen, die in vielen Familien von Holocaust-Überlebenden tabuisiert werden, stehen im Mittelpunkt meiner schriftstellerischen Tätigkeit: Gott, Sex und das Judentum.

Es gibt für mich noch ein weiteres bedeutendes und fortwährend wiederkehrendes Thema: Das Verhältnis zwischen Juden und kommunistischer Macht. Viele Juden schlossen sich der Linken an. Für sie war der Kommunismus der Hüter des Antifaschismus, die Diktatur bot ihnen Schutz vor dem Antisemitismus. Und so gingen viele trotz

ihres Unbehagens einen stillen Pakt mit der Diktatur ein: Als Nazigeegner frei von den einschlägigen Verdächtigungen, stiegen sie in der staatlichen Administration auf, wo sie erstmals gleichberechtigt zu sein schienen. So wurden sie zu Handlangern der Diktatur, für die auch sie eine, wenngleich tragische, Verantwortung tragen.

In Ungarn wurde dieses Thema jahrelang zumeist von der Rechten debattiert, die Linke und die Juden selbst haben sich ihm immer verweigert. In wissenschaftlichen Publikationen tauchte es vereinzelt auf, in der Öffentlichkeit aber durfte man es nicht aufbringen.

Meine Bücher setzen sich mit diesem Thema auseinander: In „Petze“ rechnet ein Rabbi, der Informant war, mit seiner Vergangenheit ab. „Endstation Ostbahnhof“ folgt den Schicksalen der Holocaust-Überlebenden. Mein neuester Band „Lagernikolaus“ ist eine Art Krankengeschichte der letzten sechs Jahrzehnte. Hinter unseren Neurosen von heute steckt die Vergangenheit, die uns immer noch gefangen hält. Es ist erschreckend, wie stark das, was die Eltern erlebt haben, noch das Leben mehrerer Generationen nach ihnen bestimmt. Wir sehen unsere Eltern als Opfer und revoltieren nicht, doch ohne eine solche Revolte werden wir nicht erwachsen werden.

Ma (szépirodalom) általában a verbális fikciót értjük – „a verbális jelek alakzataiból alakult, olyan üzenetre orientált képződmény“, amely nem a valóságban létező, hanem a valóság elemeiből az alkotó tudatában konstruált dolgokat reprezentál. Verbális fikció mindig létezett, csak éppen nem körvonalazódott a mai módon a közgondolkodásban. A szóbeli verbális fikció ugyanis egészen a romantika koráig a művészetkészítés alatt volt, nem tekintették műveltséganyag részének, miközben az írott verbális fikciót együtt kezelték a többi, nem fikcionális írással. A szóbeli írott anyagon belüli elkülönülés a 18. század második felében meg végbe, mindenekelőtt a megnövekedett könyvtermésen belüli elkülönülést az is, hogy nagyjából ettől az időtől kezdve válik elfogadottá a fikció nyílt vállalása – a korábbi művek jelentős részénél az író megjelölt valamilyen forrást, akár egy naplót, egy szavahihető embert, akár elmondta a szóban forgó történetet stb.



Leseprobe

Gábor T. Szántó „Genesis“

Das Mädchen war gerade nicht empfangsfähig, als der Junge vor ihr stehen blieb. Sie saß auf einem Topf, und tat, was ihre (augenblickliche) Situation (von ihr) verlangte. Für einen Moment trafen sich ihre Blicke, und der Junge stellte fest, dass es manchen noch schlechter geht als ihm, in aller Öffentlichkeit auf die Toilette zu müssen ist ja wesentlich peinlicher als mit dem Durst zu kämpfen, schließlich ist er schon sechs Jahre alt, ein Erwachsener allemal, sagt zumindest Mutter, deshalb muß er sich beherrschen, also gar nicht erst an den Durst denken. Und schon war der eigene Kummer vergessen, und das Mädchen tat ihm leid, es war so ausgeliefert. Das Mädchen ahnte von alledem nichts, thronte beinahe fröhlich, schließlich erlitt ihre Notdurft keinen Schaden, und sie hielt seinem forschenden Blick mit der ganzen Koketterie ihrer drei Jahre stand.

Aus der Ferne wurde der Name des Jungen gerufen. Ihm blieb noch Zeit für ein galantes Lächeln, dann zerrte ihn eine kräftige Hand am Arm derb fort. Er blickte ängstlich auf, es war F., der Gendarmeriekommandant, er zog an ihm, als die Mutter des Mädchens kam und seine andere Hand ergriff.

- Wohin wollen Sie mit ihm? fragte sie mit dünner Stimme.

- Ihr passt nicht auf eure Bastarde auf, dreckige Juden, und wir sollen uns dann um sie kümmern. Also kümmern wir uns! grölte F. hämisch und rüttelte am Gewehrlauf.

Ihrer beider Blicke sprühten Funken. Fünfzehn Jahre früher hatten sie noch im Trubel der Geburtstagspartys und Schülerbälle ein Auge aufeinander geworfen und waren Kumpane im tollkühnen Duzen gewesen. Auf Seiten von F. bekam das jetzige Duzen eine ganz andere Bedeutung, die Mutter des Mädchens jedoch leugnete die einstige Bekanntschaft mit verachtendem Siezen.

- Das Kind gehört mir, sagte sie entschlossen und zog den Jungen zu sich.

- Deines? fragte F. ungläubig und wollte noch etwas sagen, doch die Mutter des Mädchens drehte sich schon um und führte den Jungen an der Hand zurück.

F. nahm es hin, seine Beute verloren zu haben, und ging. Bald darauf kam die Mutter des Jungen angelaufen, bleich wie Wachs, wengleich sie vor Hitze und Atemlosigkeit keuchte.

Als die Frauen einander die Hand des Kindes reichten, berührten sie sich für den Bruchteil einer Sekunde.

Das Geschehene quittierten sie mit einem müden Lächeln. Oberflächlich kannten sie die Familie der anderen, ihre Geschäfte befanden sich an zwei verschiedenen Punkten der Stadt, sie kamen sich nicht ins Gehege, früher hatte sie sich höchstens zu den Hohen Feiertagen beglückwünscht, ihre Bekanntschaft reichte nicht über einige Höflichkeitsfloskeln hinaus. Die letzten Jahre, der gleichzeitige Verlust ihrer zum Arbeitsdienst eingezogenen Ehemänner hatte sie einander auch nicht näher gebracht, beide trugen die Sorgen wie Schatten mit sich herum, ließen aber keinen Einblick in das Dunkel ihrer Gefühle zu.

Die Mutter des Jungen fragte ihn wütend, „wohin er eigentlich gehen wollte“ und gab ihm, als wären sie daheim, einen (kleinen) Klaps. Stur wiederholte das Kind, daß es Durst gehabt und immer noch nichts zu trinken bekommen habe. Es klagte so lange, dass man ihm schließlich Wasser besorgte. Bald erhob sich Geschrei, die SS kam an, das Verladen begann.

Irgendwo bei Komárom, sagt man, vertauschte ein betrunkenere deutscher Offizier die Züge, und anstelle des Zuges, in dem der Junge und das Mädchen fahren, leitete er einen anderen gen Norden, diesen aber zurück Richtung Österreich.

Ich kann unmöglich glauben, dass das ein Zufall war. Keine Sekunde lang habe ich daran gezweifelt, dass der Junge und das Mädchen zurückkehren mussten, um mein Vater und meine Mutter werden zu können, damit ich werden konnte, damit ich von ihnen erzählen kann, denn einer muss immer die Geschichten niederschreiben, und dazu müssen immer welche zurückkehren.

Mir scheint es völlig undenkbar, dass sie auch vom Nichts hätten verschlungen werden können. Die notwendige Folge ihres notwendigen Überlebens – ich – kann unmöglich an die Zufälligkeit meines Seins glauben, daran, dass dies nur ein Ergebnis des fehlerhaften Mechanismus der Zerstörung, Folge eines einfachen Zufalls sein könnte. Man möge mir vergeben.

Übersetzung von Andras Hecker

In: Golem, Europäisch-Jüdisches Magazin, November 2001

Noémi Kiss

Fremde

Frauen sind keine Fremdkörper mehr in der ungarischen Literatur. Eine der Autorinnen der jüngsten ungarischen Schriftstellergeneration, Gabriella Nagy, gab ihrem im vergangenen Jahr erschienenen Roman den Titel „Fremder“. So wird der Liebhaber der Erzählerin bezeichnet, ein Mann, der namenloses Objekt der sexuellen Begierde eines junges Mädchens ist, worin sich zweifellos eine Geringschätzung des Fremden ausdrückt. Dies Fremdsein gilt aber auch für die Erzählerin selbst, die Protagonistin bewegt sich „fremd“ auf der Bühne des körperzüchtigenden 17. Jahrhunderts. Das Leben als Bühne, denn der in Tagebuchform geschriebene Roman ist auch als seine eigene Parodie lesbar. Die Eigenheit des Textes liegt in der Vermischung einer scheinbar leichtfüßigen Rokoko-Sprache mit obszönen Direktheiten und tiefenpsychologischen Ausleuchtungen der weiblichen Opferrolle. Das Ergebnis: die Sensibilität der weiblichen Seele ist genauso geschichtslos, kann also nur mit derselben schonungslosen Ironie dargestellt werden wie die Empfindungslosigkeit der Männer.

Ob gegenwärtig wirklich eine neue „Schule“ in der ungarischen Literatur entsteht, wird wahrscheinlich erst ein nachträgliches ästhetisches Urteil ermessen können. Unübersehbar jedoch ist der außergewöhnlich hohe Anteil an Frauenliteratur, die in den letzten drei Jahren entstanden ist und auch in der von Männern besetzten Kritikerzunft gewürdigt, ja, sogar hoch gelobt wurde.



Die Verfasserinnen dieser Literatur reflektieren unsere heutige Welt – selbst dann, wenn sie geschichtliche Romane verfassen, was derzeit keine Seltenheit ist – und schreiben persönliche Lebensgeschichten. Sie haben sich von der politisch geprägten Literatur der jüngsten Vergangenheit ebenso verabschiedet wie von der Postmoderne, die versucht, Mensch und Person aufzulösen. Fast ausnahmslos sind sie auch um Distanz zu ihren Vorreiterinnen bemüht – zu der Prosa von Erzsébet Galgóczi oder Magda Szabó, zu den autobiographischen Schriften von Alain Polcz, der Dichtung von Ágnes Nemes Nagy oder zu den Essays von Ágnes Heller. Deren Rolle war wichtig, aber die Werke der neueren Generation handeln von anderen Fragen, sind für ein anderes Publikum geschrieben. Sie sprechen eine Sprache der Souveränität, sie versuchen, eine unabhängige Frauenliteratur innerhalb der ungarischen Literatur zu schaffen.

So gewinnt beispielsweise Zsuzsa Rakovszky in ihrem preisgekrönten Roman „Der Schatten der Schlange“, in welchem eine Frau ihre tragische Lebensgeschichte erzählt, der alten ungarischen Sprache neue Bedeutungen ab. Radikal neu ist auch die Aufwertung der Ironie. Gefühle können so dramatisch wie platt sein oder Gegenstand der Selbstironie, wie beispielsweise in der Poesie der jungen Dichterin Orsolya Karafiáth. Ein sensibles Spiel mit Rollen und Selbstdistanz kennzeichnet die Kurzprosa von Virág Erdős und die Dichtung von Krisztina Tóth. Allerdings fehlt jegliche Ironie da, wo es um die weiblichen Opfer der Prostitution geht – da hätte sie auch wenig Sinn. Der fiktive, in dokumentarischem Stil verfasste Roman „Harte Butter“ von Kriszta Bódis betritt völlig neues Terrain.

Nicht unerwähnt bleiben darf, dass in Ungarn auch eine neue weibliche Kritikergeneration im Entstehen ist. Im vergangenen Jahr haben zwölf von ihnen ihre erste gemeinsame Anthologie veröffentlicht mit dem sprechenden Titel: „Ein Dutzend. Zeitgenössische ungarische Autoren in den Augen der Frauen.“ Sie untersuchen darin die Art der Selbstdarstellung und das Verhältnis zur Frau in der Literatur einiger bekannter ungarischer Schriftsteller. So entstanden längere Arbeiten über Péter Esterházy, Péter Nádas und Imre Kertész. Diese Namen sind in Deutschland wohl kaum noch jemandem „fremd“.

Géza Morcsányi

Auf dem rechten Weg

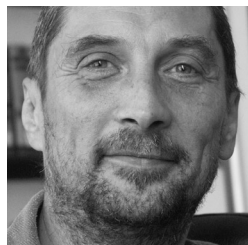


Foto: György Fehéri

Auf dem ungarischen Buchmarkt haben wir mit veränderten Rahmenbedingungen zu tun, die der Belletristik nicht gut tun. Der Markt ist inzwischen völlig medialisiert. So erscheinen immer mehr Bücher, die als Nebenprodukte, ja notwendige Teilprodukte des kommerziellen Medienbetriebes entstehen. Als Paradebeispiel kann man die von verschiedenen Stars herausgegebenen Kochbücher nennen, die sich auch gut verkaufen. Ein zweiter Faktor der Medialisierung sind die Bestsellerlisten. Obwohl vieles belegt, dass diese Listen nicht vertrauenswürdig sind, sind sie für das Verlagswesen entscheidend geworden. Drittens sehen wir immer öfter Beispiele dafür, wie einige Verlage mit großen Investitionen in die Werbung ihre Bücher zu verkaufen versuchen.

Unsere Verlagsstrategie wird durch Wirtschaftlichkeit und Qualität der zeitgenössischen ungarischen Literatur bestimmt. Der Nobelpreis für Imre Kertész war für uns ein bedeutender geschäftlicher Erfolg. Natürlich kann man so etwas nicht in den herkömmlichen Geschäftsablauf einkalkulieren, aber wir hatten immer schon und haben auch derzeit Reserven. Wir halten uns immer vor Augen, dass wirtschaftliche Gesichtspunkte nie zweitrangig sind. Damit gleichrangig war jedoch seit je her, dass wir gute zeitgenössische ungarische Belletristik verlegen wollen – auch zu Zeiten der größten finanziellen Engpässe im zehnjährigen Bestehen von Magvető. Wir dürfen nicht vergessen, dass Buchverlage, auch unserer, in Ungarn als Kleinstunternehmen gelten. Wirtschaftlichkeit bedeutet nichts anderes als zu überleben. Die finanzielle Unterstützung dafür fließt immer spärlicher. Schon deshalb, weil sie nicht ansteigt, anders als die Kosten. Aber das ist nicht unbedingt ein negativer Umstand, denn wir müssen aus eigener Kraft verlegen können, was wir für wichtig halten. Ich bin sehr stolz, dass wir die Bücher von Kertész

schon vor dem Nobelpreis ohne einen Forint Unterstützung veröffentlichten. Bei zeitgenössischen ungarischen Werken bemühen wir uns immer um Förderungen, aber wir verlegen sie auch dann, wenn wir keine Zuschüsse erhalten – wenn wir sie für gut erachten. Lyrik ohne Förderung zu verlegen ist fast nicht möglich, von Ausnahmen abgesehen wie beispielsweise die Bücher von György Petri. Ein Verleger darf aber nie vergessen: Eine allzu starke Abhängigkeit von Fonds und anderen Geldgebern, sowie die einseitige Konzentration auf wirtschaftliche Probleme verzerren das verlegerische Gespür.

Sponsorengelder von Banken oder Firmen haben wir bisher kaum erhalten. In Ungarn können wir derzeit eigentlich nur mit zwei Quellen rechnen, der Nationalen Kulturstiftung sowie der Stiftung Ungarisches Buch.

Wir pflegen gute Beziehungen ins Ausland. Mit den Kertész-Büchern wurde vielerorts der Name „Magvető“ verbunden. Wenn wir aufgrund eines Buches mit einem ausländischen Verlag Kontakt aufnehmen, so blüht diese gegenseitige Beziehung anschließend weiter. Oft empfehlen uns Übersetzer neue Bücher und Agenturen unterbreiten uns fortwährend neue Angebote. Auch wir beauftragen sie, wenn wir der Ansicht sind, dass eines unserer Bücher im Ausland Chancen hat.

Unser Schwerpunkt ist ungarische Belletristik, wir verlegen aber auch ausländische Autoren. Wenn wir einen bis dahin unbekannt Namen auf den Markt bringen, so verführt uns immer die Finesse eines bestimmten Werkes. Den Übersetzern kommt eine tragende Rolle zu, weniger bei den globalen Erfolgsbüchern als vielmehr bei den kleineren Sprachen.

Ich denke, die Dinge befinden sich auf dem rechten Weg. Es wäre undankbar, wenn wir die positive Resonanz bei den deutschen Kollegen auf dem Budapester Buchfestival, die bisherige Nachfrage nach ungarischen Büchern in Deutschland nicht schätzten oder als unzureichend empfänden. Dürfte ich mir noch mehr wünschen, so wäre es, dass es uns gelingen möge, noch mehr Informationen an unsere Partner im Ausland zu bringen.

Das Schönste ist jedoch, wenn einer unserer Autoren in Frankfurt den Friedenspreis bekommt.

Géza Morcsányi ist Direktor des Magvető Verlages.

Ein Kritiker empfiehlt

Zoltán A. Bán über Szilárd Rubins „Chicken Game“

Dass ein Werk vierzig Jahre nach seinem Erscheinen noch in den sogenannten literarischen Kanon aufgenommen wird, dürfte höchst selten vorkommen. Bei Rubins Roman kann das nicht ausgeschlossen werden. „Chicken Game“ wurde erstmals 1963 veröffentlicht. Damals und auch zur Zeit seiner zweiten, völlig überarbeiteten Neuauflage 1981 stieß das Werk kaum auf Resonanz, abgesehen von der hohen Wertschätzung, die es bei manchen Schriftstellerkollegen genoss. So bei János Pilinszky, der alles tat, um den Roman in einer westlichen Sprache erscheinen zu lassen – meines Wissens erfolglos. Nicht zu vergessen auch Miklós Szentkuthy, der das Werk als modernen „Werther“ bezeichnete. Die neueste Empfehlung stammt von keinem Geringeren als Péter Esterházy, der auf dem Umschlag der jüngsten ungarischen Ausgabe Rubin rühmt. Die Begeisterung seitens der Fachkollegen ist Rubin sicher, nun sind die Leser an der Reihe.

Das Buch ist so radikal intim, es schildert derart ungeschminkt die Monomanie seines Protagonisten, dass seine Unverblümtheit auch heute noch entwaffnend wirkt. Rubin spielt im Gegensatz zu vielen Gegenwartsauctoren mit offenen Karten, ohne Tricks. Attila Angyal, der omnipräsente und alle seine Geheimnisse entblößende Erzähler, auch Till genannt, seines Zeichens selbst Schriftsteller, macht es dem Leser schon beim Verständnis des Titels leicht. Der Begriff „Chicken Game“ taucht auf einer Silvesterfeier auf, vermutlich um die Jahreswende 1948/49. Ein Gast spricht den Protagonisten an: „Ich habe deine jüngsten Gedichte gelesen. Schön, aber nicht publizierbar. Wenn wir über die Runden kommen wollen, müssen wir anders schreiben. Das hier ist nichts als Zeitverschwendung.“ Darauf Angyal: „Ich weiß. In Amerika nennt man es „Chicken Game“. Wer traut sich am längsten, trotz des heranrasenden Zuges auf den Schienen stehen zu bleiben.“ Der Andere: „Unser ganzes Leben läuft so.“

Man könnte meinen, es mit einem Generationenroman zu tun zu haben, der einen Vertreter der Nachkriegsgeneration auf der Suche nach dem Sinn des Lebens zeichnet, eine Art zeitgemäße „Erziehung der Gefühle“. Aber Rubin streift diese Möglichkeit nur. Auch wenn er sich in Bezug auf die zeitliche Einordnung des Romangeschehens doch so mancher Tricks bedient, so können wir aus allerlei Andeutungen schließen, dass der Roman in den Jahren zwischen 1945 und 1976 spielt. Der Zeitbezug ist für Rubin jedoch nur Kulisse, und zugegebenermaßen hätte man 1963 die Zeiten ohne Lügen gar nicht beschreiben können. So wie das Spiel mit der Zeit eher allzu konkrete Spuren verwischt, so scharf konzentriert sich der Roman auf die Hölle des Innenlebens.

Kurz: „Chicken Game“ ist die Geschichte einer Liebe Mitte der fünfziger Jahre, als der „Wind sich gerade drehte“. Till, der Romanheld, weiß, dass seine Liebe eine Manie ist, trotzdem ist er ihr mit Haut und Haaren verfallen – das „Chicken Game“ und die Manie verschmelzen dabei zu einer untrennbar Einheit. Till pflegt mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln seine Manie, denn nur sie gibt dem moralischen Verfall seines Lebens eine Begründung: „Was anderes ist die Manie als die Leidensbereitschaft des Schriftstellers, um schaffen zu können? Dir tut nicht weh, dass ich leide. Dir tut weh, dass es mich zu etwas Besonderem macht.“ Das aber ist nichts als eine Selbstlüge. Till schafft gar nichts – bestenfalls Schundliteratur zu Zeiten der Rajk-Schauprozesse.

Der Erzähler könnte jedoch kaum als manisch bezeichnet werden, wüsste er nicht selbst am besten, dass er mit gezinkten Karten spielt. Genau dies gibt dem Roman seine unglaubliche Spannung, das gleichzeitige Bewusstsein von „innen und außen“, die unentwegten Reflexionen, die fortwährenden Selbstanalysen: „Ich weiß, dass nichts auf der Welt klar ist, aber eben dies weiß ich, es ist das einzig Klare in meinem Leben“. Szentkuthy hatte recht, Attila Angyal ist ein Werther, aber eher ein verkommener Bastard des sentimentalischen Deutschen.

„Chicken Game“ ist ein, in einprägsamen Bildern, in sadistisch-masochistisch schonungslosen Dialogen und Szenen, sich entfaltender Roman von der Struktur her fast perfekt filmisch durchkomponiert. Und auch wenn die Manie einen zuweilen erschöpft, so ragt dieser Roman doch aus der Literatur der letzten Jahrzehnte heraus. Ich hoffe, er findet seine Leser.

Rubin Szilárd „Csirkejáték“, Magvető, Budapest 2004, 213 Seiten



Ungarische Literatur für alle, die noch nicht ungarisch können

www.hunlit.hu Bis Ende Oktober 2004 werden es etwa 130 Autoren sein, die mit einem Foto, einer kurzen Biografie und Bibliografie sowie mit der näheren Beschreibung einiger ihrer Bücher auf Ungarisch und Englisch vorgestellt werden.

www.babelmatrix.org In der Babel Web-Anthologie kann der europäische Leser in seiner jeweiligen Muttersprache Leseproben aus der Literatur verschiedener Länder bekommen.

www.literatur.hu Anlässlich der Frankfurter Buchmesse geht literatur.hu mit einer kleinen aber feinen Auswahl an deutschsprachigen Texten ungarischer Autoren ins Netz und wird danach alle zwei Wochen erweitert.

www.hlo.hu liefert täglich frische Nachrichten über die ungarische Literaturszene auf Englisch.

Interviews Emilia Nagy und Dr. György Fehéri

Übersetzung Attila Budai

Gestaltung Töchter + Söhne GmbH www.toechterundsoehne.com

Papier E. Michaelis & Co. Berlin www.igepagroup.com

Druck Ruksaldruck GmbH www.ruksaldruck.de

V.i.S.d.P. Emilia Nagy und Dr. György Fehéri

Herausgeber Buchinformationsbüro HuBook © 2004 – mit der Unterstützung des Collegium Hungaricum Berlin und des Ministeriums für Nationales Kulturerbe Ungarn.



UNGARISCHES KULTURINSTITUT



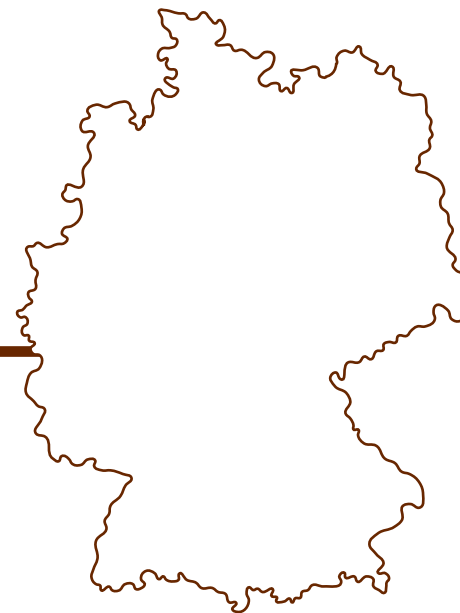
MINISTERIUM
FÜR NATIONALES KULTURERBE

Wir danken Ingke Brodersen und Rüdiger Dammann.

HuBook

Hungarian Book Information
c/o Haus Ungarn
Karl-Liebknecht-Str. 9
D-10178 Berlin

Tel 030 24 78 11 14
Funk 0172 735 99 60
Fax 030 242 34 47
hubook@hungaricum.de



**Bundesrepublik
Deutschland [D]**

Fläche: 357.000 km²
Einwohner: 82.425.000
Hauptstadt: Berlin
Sprache: Deutsch
Währung: Euro